

dlv

WOLFGANG ZÖLLER

Wie geht es dir, Mama?

DER LAUTLOSE MASSENMORD

clv

Christliche Literatur-Verbreitung e. V.
Ravensberger Bleiche 6 · 33649 Bielefeld

Die Bibelzitate sind der Elberfelder Übersetzung 2003,
Edition CSV Hückeswagen, entnommen.

1. Auflage 1987 unter dem Titel
»2. Mai oder: Walpurgis und die Ungeborenen«
2. Auflage 1991 unter dem Titel »Der lautlose Holocaust«
3. Auflage 2019

© 1987 by CLV
Christliche Literatur-Verbreitung
Ravensberger Bleiche 6 · 33649 Bielefeld
www.clv.de

Satz: Lena Ulbrich (www.lenaulbrich.de)
Umschlag: Lucian Binder, Marienheide
Druck und Bindung: ARKA, Cieszyn, Polen (www.arkadruk.pl)

Artikel-Nr. 255152
ISBN 978-3-89397-152-7



Es war ein Donnerstag, der Morgen des 2. Mai. Über der Stadt lag eine große Nervosität. Noch registrierte niemand bewusst die Ursache. Die neuen Blickfänge an den Litfaßsäulen und Plakatwänden nahmen die Menschen zunächst nur mit halbem Auge wahr.

In der Hälfte des Vormittags jedoch brach es durch. In den Frühstückspausen brandeten die Diskussionen auf. Draußen ertönten die ersten Martinshörner, deren Konzert dann den ganzen Tag hindurch nicht mehr abbriss. Von diesem Morgen an war nichts mehr so wie vorher.



Aus den Lautsprechern des Umkleideraums, der Pausenstube und der Garagenhalle sowie auf dem Betriebshof tönte zwei Minuten vor Dienstbeginn die Stimme des Prokuristen: »Hallo, Kollegen! Kommen Sie bitte in zehn Minuten alle hinauf ins Sitzungszimmer zu einer Besprechung!«

Die Männer vor den Kleiderspinden schauten sich an, ließen sich aber beim Umstieg in die Arbeitsoveralls nicht stören. Einige, die ihr Fahrzeug bereits auf den Hof hinausgesteuert hatten, schalteten die Motoren wieder ab und kletterten vom Führersitz herunter. Im Treppenhaus bemerkten die Männer, dass Martin, Einsatzleiter und Betriebsratsvorsitzender in einer Person, nicht unter ihnen war.

Ihn trafen sie im Sitzungssaal am Kopfende des lang gezogenen Tischrechtecks neben Prokurist Kralle. Der bat die Männer höflich, auf den Stühlen Platz zu nehmen. Als die 34-köpfige Runde komplett war, ergriff zuerst Martin das Wort: »Kollegen! Heute ist der 25. April, und wir wollen euch darüber informieren, dass wir genau heute in einer Woche, also am 2. Mai, einen bestimmten Sondereinsatz vorhaben, bei dem keiner von uns fehlen darf. Unser Prokurist, Herr Kralle, wird uns alles Nähere jetzt erläutern.«

Freundlich, sachlich, energisch, wie sie ihn alle kannten, legte Kralle los: »Meine Herren, am Donnerstag nächster Woche beginnen wir wesentlich früher als gewohnt, nämlich morgens um halb vier.« In die Männer kam ein wenig Bewegung. Missfallen auf den einen Gesichtern, amüsiertes Schmunzeln und Fragen auf den anderen. »Gibt es dann auch 'ne Nachtschicht-

zulage?«, wollte einer wissen. Ein anderer: »Was ist denn überhaupt los?« Ein dritter: »Wieso ist sieben Uhr nicht mehr früh genug?«

Martin hob beschwichtigend die Hände. »Mal langsam, Kameraden! Lasst Herrn Kralle weiter erklären.« Der sprach weiter: »Es geht hier um einen Einzelfall, einen Sondereinsatz. Diesmal kleben wir weder Zigaretten noch Hautcreme, auch keine Eisenbahnangebote oder Rockkonzerte. Diesmal haben wir Gesinnung zu verkaufen.« Wieder unterbrach ihn eine Stimme aus der Tischrunde: »Wat denn für 'ne Gesinnung? Doch bloß nich grün, tiefrot oder braun! Hä?« Kralle blickte in das wettergegerbte Gesicht des alten Zender, der die meisten Dienstjahre in der Firma auf dem Buckel hatte, und musste schmunzeln: »Sie können beruhigt sein. Der Auftraggeber, der absolut geheim bleiben will, kommt aus einem sehr konservativen Lager.«

»Warum müssen wir denn zu so nachtschlafender Zeit ran?« Die Frage löste Heiterkeit aus, weil sie ausgerechnet von Hugo kam, der öfter fünf bis zehn Minuten zu spät zum Dienst erschien, mit dieser Unart aber geduldet wurde, weil er sonst ein ausgezeichnete Mitarbeiter war: schnell, zuverlässig, überaus präzise, einer der besten Plakatkleber, die man bei der STAREK – Stadtreklame GmbH & Co. KG – je gesehen hatte.

Der Prokurist verzog keine Miene und antwortete: »Ich weiß das selber nicht genau. Offenbar geht es hier um einen bestimmten psychologischen Schlageffekt. Sie sollen, meine Herren, sämtliche Plakatwände und Litfaßsäulen unserer Stadt zwischen halb vier und halb

acht mit den Plakaten bekleben, die Sie erst an dem Donnerstagmorgen in die Hand bekommen.«

Die Männer fingen an, untereinander zu murmeln. Der eine hielt das alles für »'nen besonderen Krimi«. Ein anderer: »Na ja, ist doch mal was Neues ...« Krallles Stimme übertönte das Gespräch: »Sie dürften Ihre Firma gut genug kennen, um zu wissen, dass wir uns auf nichts Zweifelhaftes einlassen. Die Verantwortung für die gesamte Aktion trägt sowieso die Geschäftsleitung. Und dann kommt noch eine für Sie interessante Besonderheit hinzu: Der Auftraggeber hat das komplette Projekt im Voraus bezahlt und für jeden von Ihnen eine Prämie von tausend Euro draufgelegt!«

Sprachlosigkeit für einige Augenblicke. Dann ein Schnaufen, ein Raunen, das ungläubige Lachen einer Stimme. »Wer nicht dabei ist, bringt sich um die Prämie«, schnitt Kralle alle weiteren Fragen ab. Und Betriebsratsvorsitzender Martin Geroldsheim schloss sich an: »Kollegen! Die Sache ist in Ordnung. Wir sollten alle mitziehen.«

Noch einmal meldete sich der Prokurist: »Die Sache hat noch eine prekäre Seite, wie mir gesagt wurde. Mit ziemlicher Sicherheit werden wir in den Tagen nach dem 2. Mai eine hohe Schadensquote bekommen. Die Plakate sollen ein ganz bestimmtes, gezieltes Ärgernis erregen und werden an vielen Stellen herabgerissen werden. Deshalb haben wir nach dem 2. Mai mindestens eine Woche lang nur mit dem Nachkleben zu tun. Genügend Plakate sind geliefert worden – ungefähr viermal so viele, wie wir Flächen anzubieten haben.«

»Und wenn wütende Leute auf uns losgehen und uns was aufs Maul schlagen wollen, was dann?« Die Frage von Hans Hansen, dem bedächtigen Ostfriesen und Vater dreier Kinder, löste gespanntes Schweigen aus. Alle schauten fragend zu Kralle. Der hatte auch darauf eine Antwort parat: »Wenn sich Aggression bemerkbar machen sollte, ziehen Sie zum Nachkleben in Vierer- oder Fünfergruppen los. Notfalls fordern wir sogar Polizeischutz an.«

Pino, der drahtige Italiener, schnarrte dazwischen: »Ich glaube, die Arbeit jetzt wird spannend!« Martin Geroldsheim: »Und noch dieses, Kollegen! Erzählt von der ganzen Angelegenheit möglichst niemand etwas. Uns wurde gesagt, dass es hier um einen ganz besonderen Überraschungseffekt geht. Deshalb darf vorher nichts in die Presse oder auch nur ins Stadtgespräch gelangen.«

Wieder eine kurze Pause, in der die Männer von anfänglichem Raunen schnell ins Diskutieren kamen. Dann verschaffte sich der Prokurist noch einmal Ruhe und fragte: »Also, meine Herren, geht die Sache klar? Kann ich auf Sie rechnen?« Die Antwort kam vom alten Jupp Zender: »Is doch keine Frage, wenn Sie de Verantwortung übernehmen un für uns dabei tausend rauspringen!«

Vereinzeltes Kopfnicken, kein Wort des Protestes. Polternd erhoben sich die Männer von ihren Stühlen und begaben sich nach draußen. Wenige Minuten später schwärmte die Flotte der Kleinlastwagen und Bullis in die Stadt hinaus.

Als das letzte Einsatzfahrzeug den Betriebshof verlassen hatte, wandte sich der Prokurist an den Betriebs-

ratsvorsitzenden und sagte: »Den harten Vierstundenschub am nächsten Donnerstag schaffen wir nur mit größter Mühe. Wahrscheinlich werden wir beide, Sie und ich, mitmachen müssen.«

Dann ging er mit ihm durch die Garagenhalle, an deren hinterstem Ende Kralle stehen blieb, einen Schlüssel aus der Hosentasche zog und eine Tür aufschloss. Martin Geroldsheim wusste, dass sich dahinter ein etwas verkommener, nur selten benutzter Lagerraum befand. Zum Aufbewahren von Plakatmaterial waren vorwiegend die trockenen, sauberen Räume im Hauptgebäude der Firma unterhalb der Büroetage da.

Jetzt schritten Geroldsheim und Prokurist Konrad Kralle in den halbdunklen Abstellraum hinein. Der Prokurist griff nach einem Lichtschalter, und dann standen sie vor drei großen Holzpaletten, auf denen großflächige Pakete lagen, deren Ausmaße nur auf einen Inhalt schließen ließ: Plakate.

»Vorletzte Nacht«, so Kralle, »rollte der Transport an. Der Chef war mutterseelenallein hier und bediente, wie er mir erzählte, eigenhändig den Gabelstapler, um die Paletten vom Lastwagen zu heben und hier abzuladen. Gestern Nachmittag hat er mir dann alles genau erklärt, bevor er sich in seinen Wagen setzte und mit Frau und Fräulein Tochter in den Urlaub abrauschte. Und bis jetzt weiß keiner, wohin.«

Die beiden Männer nahmen die Verpackungen näher unter die Lupe und stellten fest, dass es weder einen Versandaufkleber noch sonst einen Hinweis auf die Herkunft der Lieferung gab. Bei näherem Hinschauen entdeckten sie, dass zwischen den großen Paketen an einer

senkrechten Seitenwand irgendetwas aufgeklebt war. Mit vereinten Kräften stemmten sie das Paket so weit von dem anderen weg, bis sie das Papier in der Größe eines halben Schreibmaschinenblattes erkennen und die Aufschrift lesen konnten: »Das Wort Gottes ist lebendig und wirksam und schärfer als jedes zweischneidige Schwert und durchdringend bis zur Scheidung von Seele und Geist, sowohl der Gelenke als auch des Markes, und ein Beurteiler der Gedanken und Überlegungen des Herzens; und kein Geschöpf ist vor ihm unsichtbar, sondern alles ist bloß und aufgedeckt vor den Augen dessen, mit dem wir es zu tun haben.« Dahinter stand, kleiner gedruckt: »Die Bibel: Hebräerbrief 4,12-13.«

Geroldsheim las den Text halblaut vor. Dann schauten beide sich an. »Von daher also weht der geheimnisvolle Wind«, sagte er. Prokurist Kralle meinte mit nachdenklichem Gesicht: »Scheint von der ganz frommen Seite zu kommen. Dann kann's ja nichts Schlimmes sein ...« Den Betriebsratsvorsitzenden stellte das jedoch nicht zufrieden. »Warum aber dieses verrückte Versteckspiel?«



Um Punkt sechs Uhr, eine halbe Stunde vor Dienstbeginn, hockte der Kreis im Unterrichtsraum zusammen. Lukas, Philipp, Laura, Andrea und Ann-Christin waren fünf der insgesamt achtzehn Krankenpflegeschüler, die zu der Zeit am Kreiskrankenhaus ausgebildet wurden. Philipp zog eine kleine Bibel aus der

Tasche, schlug ziemlich genau in der Mitte auf und las daraus vor: »Glücklich der Mann, der nicht wandelt im Rat der Gottlosen und nicht steht auf dem Weg der Sünder und nicht sitzt auf dem Sitz der Spötter, sondern seine Lust hat am Gesetz des Herrn und über sein Gesetz sinnt Tag und Nacht! Und er ist wie ein Baum, gepflanzt an Wasserbächen, der seine Frucht bringt zu seiner Zeit und dessen Blatt nicht verwelkt; und alles, was er tut, gelingt.«

Dann falteten sie die Hände, senkten die Köpfe und sprachen in eigenen, freien Worten schlichte Gebete. Das hielten sie seit Beginn ihrer Ausbildung vor zehn Monaten so. Die Krankenhausleitung hatte gegen die allmorgendliche Zusammenkunft des fünfköpfigen Gebetskreises nichts einzuwenden gehabt.

Heute, es war Freitag, der 26. April, machte Ann-Christin den Anfang. Sie dankte Gott für den Schlaf in der Nacht und die Bewahrung auf dem Weg vom Elternhaus zur Arbeitsstelle und bat um gutes Gelingen im Dienst. Philipp schloss sich an. Andrea und Lukas folgten. Dann machte Laura den Abschluss. Ihre Körperhaltung verriet innere Spannung.

Nach dem letzten »Amen« schauten alle Laura an. »Du bist die erste von uns, die in die Gynäkologie kommt«, sagte Lukas, »wir denken heute an dich.« Dann sprangen sie auf. Es war halb sieben. Sie rückten die Stühle wieder zurecht und stürmten hinaus zu ihren Abteilungen.

Laura wanderte in den Westflügel hinüber und schob sich durch die Doppeltür zur gynäkologischen Abteilung. In einem langen Flur standen sechs Rollbetten.

Auf jedem lag eine Frau, keine davon über dreißig. Zwei unter ihnen erschienen Laura mehr wie junge Mädchen.

Aus einer Tür trat eine Krankenschwester. Sie ging auf Laura zu. »Sie sind die Neue, die uns für heute Morgen angekündigt wurde? Kommen Sie, es kann sofort losgehen.« Die OP-Schwester öffnete die Schiebetür, aus dem Kreißaal fiel grelles Licht in den Flur. Laura fasste mit an, und das erste Rollbett wurde hineingeschoben.

Während die Schwester die Tür wieder zuschob, sagte sie beiläufig: »Wieder volles Programm heute.« Laura wollte wissen: »Um was für Krankheitsbilder geht es? Die Frauen sind doch alle noch ziemlich jung?« Die OP-Schwester lachte kurz und hart: »Haben alle das selbe ...«

Ein junger Narkosearzt kam mit seinen Geräten herbei und nahm sich schweigend der Patientin an. Laura fiel auf, dass in einem Nebenraum das Rauschen eines Wasserkrans abgestellt wurde. Dann erschien dort in der Tür ein Arzt. Er schaute die Schwesternschülerin an und sagte höflich: »Angelus.« Er reichte ihr aber keine Hand, weil er sich gerade die Gummihandschuhe überstreifte.

»Aha«, dachte Laura, »der Mensch hinter der weißen Maske ist hier der Chefarzt und mein neuer Lehrmeister Dr. Günther Angelus.« Die OP-Schwester war schnell nach nebenan gegangen, wusch sich die Hände und kam ebenfalls mit Gummihandschuhen wieder herein.

Als Dr. Angelus die bereits narkotisierte Patientin auf dem Tisch liegen sah und seine Augen aufmerksam die deutliche Wölbung des Unterleibs musterten, brummte er: »Das sollen weniger als zwölf Wochen sein?« Die

Schwester schaute ihn an: »Der übliche Grenzfall. Wie wollen wir das Gegenteil beweisen?«

Der Arzt zerbiss ein Wort zwischen den Zähnen, das sich wie ein Fluch anhörte, und meinte: »Na, dann wollen wir mal anfangen.« Laura hatte plötzlich keine Farbe mehr im Gesicht. Sie hatte begriffen, um was es hier ging, und stand zunächst starr vor Entsetzen. Dann drehte sie sich um, stürzte zur Tür hinaus und durch den langen Flur mit den wartenden Frauen, ohne dass sie in eines der Gesichter hätte blicken können.

Die Schwesternschülerin rannte zum Treppenhaus, stürmte hinauf ins Dachgeschoß, stieß die Tür zum Umkleideraum auf und ließ sich auf einen Stuhl in der Ecke fallen. Hier erst brachen die Tränen aus ihr heraus. Sie fischte nach einem Taschentuch, putzte sich die Nase, knöpfte ihren Kittel auf und wechselte ihn gegen ihre Alltagskleidung aus.

Als sie gerade nach ihrer Handtasche langte und den Spind wieder zuschließen wollte, kam Andrea herein, um schnell die Sandalen mit anderen weißen Schuhen zu vertauschen. »Wo willst du hin?«, fragte Andrea und bemerkte dann bei Laura ein leichtes Schluchzen. Nun hielt sie sie am Arm fest und fragte: »Was ist dir? Hast du Ärger gehabt?«

»Ich halt's hier nicht mehr aus, ich muss mal raus ...« Laura wandte sich zur Tür. »Aber was ist denn passiert?«, wollte Andrea wissen. »Nichts ist passiert«, weinte Laura, »aber da unten in der Gynäkologie passiert nur ein und dasselbe, da wird massenweise abgetrieben!« Andrea wurde blass. »Das darf nicht wahr sein!« Laura lief auf den Flur hinaus. Andrea rief ihr nach: »Mach

bloß keinen Quatsch!« Laura rief über die Schulter zurück: »Ich bleibe nicht lang, komme gleich zurück!«

Draußen schlug sie keinen gezielten Weg ein, sondern irrte in Richtung Stadtmitte. Nach einer kurzen Strecke entdeckte sie einen der städtischen Parks und steuerte eine Ruhebänk an, die von Rasen und von vielen Krokussen umgeben war. Hier setzte sie sich, um ihre Gedanken zu sammeln, sich die Tränen aus dem Gesicht zu wischen und innerlich ruhig zu werden.

Laura legte ihre Hände ineinander und betete innerlich: »Herr, hilf mir, jetzt nicht das Falsche zu tun!« Nach einer Weile war ihr klar, was zu tun war. Sie ging zur nächsten Bushaltestelle und nahm die Linie zum Kreishaus. Dort betrat sie das moderne Hochhaus der Kreisverwaltung, studierte den Wegweiser, fuhr mit dem Aufzug in den 13. Stock hinauf und klopfte an die Tür zum Vorzimmer des Landrats.

Sie stellte sich bei der Sekretärin vor und bat, den Herrn Landrat sprechen zu dürfen. »Waren Sie irgendwie angemeldet?« Die Vorzimmerdame war sehr freundlich. »Nein«, antwortete Laura, »aber ich habe was Dringendes auf dem Herzen, für das der Herr Landrat zuständig ist. Es geht ums Kreiskrankenhaus.«

Die Sekretärin schaute auf die Lämpchen ihres Telefons, bei denen gerade einmal keines aufleuchtete. Dann sagte sie: »Mal sehen, was möglich ist. Ich glaube, Sie könnten heute Morgen Glück haben.« Sie ging auf das Büro des Landrats zu, klopfte und öffnete eine Doppeltür, hinter der sie verschwand. Knapp eine Minute später kam sie wieder heraus, ließ die Tür offen und forderte Laura auf, hineinzugehen. Hinter dem

Schreibtisch erhob sich ein mittelgroßer, glatt rasierter Mann mit hellen Augen, leicht gewelltem Haar und freundlicher Miene. Er schien kaum älter als 45 Jahre zu sein und begrüßte die Besucherin mit kräftigem Händedruck. »Was kann ich für Sie tun?«

»Das geht jetzt doch alles ein wenig plötzlich«, dachte Laura. Sie ordnete einen Augenblick lang ihre Gedanken und sagte dann: »Herr Landrat, ich komme gerade aus dem Kreiskrankenhaus, wo ich als Schwesternschülerin arbeite und heute Morgen weggelaufen bin.«

Der Landrat bot ihr einen ledergepolsterten Platz an, setzte sich selbst und fragte ohne besondere Regung: »Was ist denn passiert, dass Sie weggelaufen sind?«

Laura holte tief Luft und antwortete: »Heute Morgen habe ich neu in der Gynäkologie begonnen. Und da passierte nichts anderes, als dass Kinder abgetrieben wurden, eine Frau nach der anderen. Auf dem Flur warteten noch fünf junge Patientinnen, die alle heute Vormittag abtreiben lassen!« Der Landrat hob ein wenig die Augenbrauen: »Und das hat Sie so gestört, dass Sie ausgerissen sind?«

»Das kann ich nicht mit ansehen, ich halte es einfach nicht aus«, sagte Laura frei heraus. »Sehen Sie, ich bin überzeugte Christin, weil Jesus mein persönlicher Herr ist. Und ich will Krankenschwester werden, um Leben zu erhalten, aber nicht, um Leben zu zerstören!« Die Hand des Landrats langte nach einem Knopf der Sprechanlage. »Frau Busch!«

Sofort ging die Tür auf und die Sekretärin erschien. »Kommen Sie mal rein und machen Sie die Tür zu.

Ich bekomme hier etwas aus der Klinik zu hören und möchte vorerst unseren Krankenhausdezernenten nicht einschalten. Sagen Sie, Frau Busch, Sie haben doch Ihre Augen und Ohren überall. Haben Sie in letzter Zeit etwas über hohe Zahlen von Abtreibungen in unserem Haus gehört?«

Frau Busch nahm unaufgefordert in einem der anderen Ledersessel Platz, schlug ein Bein über das andere, beugte sich ein wenig vor und schaute konzentriert zu Boden. »Dr. Angelus, der Chefarzt der Gynäkologie, ist jetzt etwa ein Vierteljahr bei uns. Ich hörte, dass junge Frauen, die abtreiben wollen, in Scharen zu ihm kommen. Man spricht an unterrichteten Stellen vom ›Schlangestehen‹ bei Dr. Angelus.«

Die Hände des Landrats hatten sich um die Armlehnen seines wuchtigen Sessels gekrampft. Er drehte den Stuhl auf der Achse und schaute durch die Fensterwand auf das Häusermeer der 120 000 Einwohner zählenden Stadt hinab. »Alles, was mir bisher über die Praxis der Schwangerschaftsabbrüche im Kreiskrankenhaus bekannt ist, bewegt sich im Rahmen des gesetzlich Zulässigen und des moralisch Verantwortbaren.«

Frau Busch unterbrach ihn leise: »Sie können davon ausgehen, dass sich Dr. Angelus nicht aus dem Rahmen des gesetzlich Zulässigen hinausbegibt.« Der Landrat drehte seinen Stuhl wieder um. »Da haben Sie recht. Aber das Ausmaß dessen, was uns Frau Eichbaum hier schildert und was Sie mir jetzt bestätigt haben, erschreckt mich doch sehr ...«

Die Sekretärin wusste im selben Augenblick intuitiv, dass dieses Gespräch für sie beendet war, und sprang

auf, um wieder in ihr Vorzimmer zu gehen. Der Landrat wandte sich an Laura: »Ich weiß noch nicht, was sich im Blick auf die Gynäkologie tun lässt. Sie gehen jetzt wieder in Ihr Krankenhaus zurück und melden sich unverzüglich bei der Oberin, Schwester Gerlinde. Ich werde unterdessen mit ihr telefonieren, dass man Sie nach Möglichkeit vorläufig aus der Gynäkologie herausnimmt und in einem anderen Fachbereich weiterlernen lässt.« Er stand auf und gab Laura die Hand. »Vielen Dank, Herr Landrat!«, sagte sie.

Laura suchte zuerst den Umkleideraum auf und hüllte sich wieder in ihren weißen Kittel. Als sie wenige Minuten später vor der Tür zum Zimmer der Oberin stand, klopfte ihr das Herz bis zum Hals – was sie, darüber wunderte sie sich selber, beim Besuch in der Chefetage des Kreishauses nicht empfunden hatte. Sie klopfte und trat ein.

Die Oberin, eine energische Fünfzigerin, schaute über ihren Brillenrand und sagte: »Da sind Sie ja! Sie haben ja ein schönes Ding angestellt. Was der Landrat mir vorhin telefonisch durchgab, war fast ein Anpiff.« Der zwanzigjährigen Schwesternschülerin blieb das Herz fast stehen.

»Das ...«, stotterte sie vor Aufregung, »das ... das habe ich aber nicht gewollt ...« Die Oberin fing an zu lächeln. »Nun nehmen Sie mal Platz da auf dem Stuhl! So schlimm war es ja auch nicht.« Plötzlich war die Stimme von Schwester Gerlinde weicher. »Das wollen wir nun bloß nicht im Haus publik werden lassen, dass Sie in der ersten großen Aufregung zum Landrat gelaufen sind. Sonst geraten Sie hier in ein falsches Licht. Aber sagen

Sie mal, Sie sind uns doch sonst für Ihr ziemlich festes Nervenkorsett bekannt. Heulend aus dem Haus rennen, sowas kennt man bei Ihnen doch nicht!«

Laura antwortete: »Normalerweise passiert mir das ja auch nicht. Aber hier ging es um etwas anderes. Ich bin Christin und ...« »Ach ja«, schnitt ihr die Oberin das Wort ab, »Sie gehören, wenn ich mich recht entsinne, zu diesem kleinen frommen Kreis im Haus. Dann kann ich Ihre Haltung besser verstehen. Nun passen Sie mal gut auf, mein liebes Kind! Sie haben da etwas gemacht, was andere hier im Haus bereits vorhatten, aber aus Feigheit bisher unterließen. Über die Arbeit des neuen Chef-gynäkologen sind wahrhaftig nicht alle glücklich. Aber das bleibt streng unter uns, hören Sie! Und jetzt ergeht vom Herrn Landrat und von mir an Sie die dringende Bitte, dieses ganze Problem nirgends an die Öffentlichkeit gelangen zu lassen! Versprechen Sie mir das?«

Laura stand von ihrem Stuhl auf. »Ja, das verspreche ich Ihnen.« Schwester Gerlinde war zufrieden. »Wir werden zusehen, wie wir die von Ihnen aufgerissene Wunde hier im Hause mit der Zeit wieder schließen können. Über das Für und Wider der Abtreibung gibt's unter uns nichts zu debattieren. Aber das Ausmaß, in welchem das hier durchgeführt wird, geht entschieden zu weit. Deshalb bin ich Ihnen in diesem einen Fall für Ihren Weg zum Landrat dankbar. Aber wenn Sie das nächste Mal Kummer haben, das versprechen Sie mir auch, dann kommen Sie zu mir!«

Laura schaute auf ihre Fußspitzen. »Ja, das will ich tun. Aber, was mache ich jetzt ...?« Die Oberin verzog das Gesicht. »Jaja, das habe ich mit dem Herrn

Landrat besprochen. Sie bringen uns unser Konzept durcheinander. Ich muss das alles noch eingehend mit der Ausbildungsschwester überlegen. Für heute Nachmittag helfen Sie mal in der Küche aus. Morgen um sieben sprechen Sie wieder hier bei mir vor, und dann hoffe ich, Sie in der Dermatologie unterbringen zu können. Was später mit Ihnen und der Gynäkologie wird, müssen wir abwarten.«

Zum Dienstende traf Laura im Umkleideraum wieder mit Andrea und Ann-Christin zusammen. Da noch andere Schwestern und Schwesternschülerinnen in unmittelbarer Nähe standen, beschränkte sich Andrea auf den kurzen Hinweis: »Wir treffen uns im Schlosscafé. Die Jungs kommen auch.« Laura verstand.

Eine viertel Stunde später saßen die fünf in der hintersten Ecke des Cafés um einen kleinen runden Tisch, jeder mit einer dampfenden Tasse Kaffee vor sich. »Was war mit dir heute los?«, wollte Philipp wissen. Und Lukas hakte nach: »Andrea sagte uns, da wäre irgendetwas mit Abtreibungen gewesen. Was hast du in der Gynäkologie angetroffen?«

In diesem Augenblick löste sich in Laura eine große innere Anspannung. Plötzlich konnte sie den Tränenfluss nicht mehr zurückhalten. Sie sah die Szene im Kreißaal und im Flur erneut vor sich. Ehe sie ein Taschentuch fand, drückte Ann-Christin ihr eines in die Hand. Laura wischte sich fortlaufend Augen und Nase, bekam ihre Tränen aber nicht unter Kontrolle, sondern schluchzte leise vor sich hin.

»Wir haben uns in der Mittagspause kurz getroffen, Ann-Christin und Philipp und ich«, sprach Andrea wei-

ter, »und haben für dich gebetet. Und jetzt erzähl mal, wo du gewesen bist und was es weiter gegeben hat.« Lukas hob ein wenig die Hand und unterbrach Andrea. »Warte mal kurz«, bat er, »sie braucht wohl gerade noch etwas Zeit.«

Sie geduldeten sich einige Minuten, bis Laura sich wieder beruhigt hatte. Sie trank schweigend eine halbe Tasse Kaffee aus. Dann begann sie: »Ich bin ins Krankenhaus gegangen, zum Landrat.« Die anderen rissen Mund und Augen auf. »Du bist verrückt«, platzte Andrea heraus, »was hast du denn da gemacht?« Laura schaute Andrea ins Gesicht und musste ein wenig lachen. »Mit dem Landrat geredet hab ich. Was denn sonst? Der hatte gerade Zeit für mich und war ein sehr netter Mensch.«

»Aber was gab's denn mit dem Landrat zu reden?«, fragte Philipp. »Hast du dem etwa was aus der Gynäkologie und über Abtreibungen erzählt?« Sprachlos vor Erstaunen hörten die vier zu, wie Laura ihnen ihre Erlebnisse vom Morgen mitteilte und auch über das Gespräch zwischen dem Landrat und seiner Sekretärin berichtete. Andreas Augen verengten sich. »Und in so einem Haus arbeiten wir mit«, kam es fauchend aus ihr hervor. »Da sollte man denen als Christ die Klamotten hinwerfen und in der Öffentlichkeit einen großen Krach schlagen!«

»Das sollte man wirklich überlegen«, hängte sich Lukas an. »Und genau das darf nicht passieren«, stellte Laura sachlich fest. »Was darf nicht passieren?«, fragte Philipp. »Dass etwas über die ganze Sache an die Öffentlichkeit kommt«, erklärte Laura und berichtete über ihr Gespräch mit der Oberin.

Dann meldete sich die stille Ann-Christin zu Wort: »Demonstrieren und Krach schlagen ist ja auch nicht Aufgabe der Christen. Das tun die von der anderen Seite schon genug, die Feministinnen beziehungsweise die, die fürs Abtreiben sind. Aber wir müssten beten.« Andrea fragte: »Für was beten?« Ann-Christin hob die Schultern. »Vielleicht dafür, dass dem Dr. Angelus bald das Handwerk in unserem Haus gelegt wird.«



Lena hatte es eilig. Mit hastigen Bewegungen stopfte sie die letzten Sachen in die zwei großen Reisetaschen. Ihre Mutter war gerade zum Nachmittagseinkauf in die Innenstadt gegangen. Ihr Vater würde erst in anderthalb Stunden aus dem Büro kommen, und ihre zwei kleineren Brüder tobten im nahe gelegenen Hallenbad herum.

Aber bei ihrer Mutter konnte man nie genau wissen, wann sie wieder heimkehrte. Und Lena wollte alles vermeiden, was ihren ebenso stillen wie plötzlichen Auszug noch hätte infrage stellen können. Sie war inzwischen achtzehn und wollte sich von niemand mehr Vorschriften machen lassen. Sie wollte zu Tim ziehen.

In seiner Bude drüben zwischen Bahndamm und Tiergarten, wo ein bunt gemischter Haufen aus Studenten und jungen Arbeitslosen drei noch nicht sehr alte Abbruchhäuser besetzt hatten und von der Stadtverwaltung bisher in Ruhe gelassen wurden, fühlte sie sich längst heimisch. Das war nun schon vier Monate

lang Lenas zweites Leben: ihre heimliche Verbindung mit Tim.

Wären die Eltern darüber im Bilde gewesen, hätte es einen Familienkrach nach dem anderen gegeben. Sie hätten ihre Freundinnen und den Jugendkreisleiter, notfalls auch die Gemeindeleiter gegen sie mobilisiert. Dem allem war Lena mit der ihrer Ansicht nach cleveren Methode, ihre täglichen Stadtausflüge entweder nach Schulschluss oder vom späten Nachmittag bis in den tieferen Abend hinein mit glaubhaften Anlässen zu begründen, zuvorgekommen.

Die würden alle große Augen machen, die Eltern und Geschwister daheim, der Jugendkreis und die ganze Gemeinde und eine Menge anderer Leute, die die liebe Lena bisher immer für ein so braves Mädchen gehalten hatten. Im Gymnasium würde das nicht weiter auffallen. Das wollte sie in jedem Fall bis zum Abitur durchhalten. Und allein in ihrer Klasse gab es mehrere Mitschülerinnen, die längst zu ihren Freunden gezogen waren.

Mit ihnen gleichzuziehen, war nach Lenas Ansicht längst an der Zeit. Sie wollte ihre Freiheit und Tim. Und jetzt mussten kurzerhand Nägel mit Köpfen gemacht werden. Sie warf einen letzten Blick in die Runde ihres Zimmers. Nichts vergessen? Die Bibel und das Lösungsbüchlein auf dem Nachttisch wollte sie eigentlich liegen lassen.

Doch im letzten Augenblick entschloss sie sich anders und packte beides oben in die noch nicht geschlossene der beiden Taschen. Dann zog sie den Reißverschluss zu, griff mit jeder Hand eine Tasche und rannte die Treppe hinunter. In der offenen Garage ver-

schnürte sie das Gepäck mit einer Wäscheleine fest auf dem hinteren Lastenaufleger ihres Mofas.

Dann lief sie schnell zurück in die Küche, um den knapp und bestimmt, aber nicht zu lieblos formulierten Abschiedsbrief auf dem Tisch zu hinterlassen. Die wichtigsten Sätze darin waren die beiden letzten: »Bitte habt Verständnis für mich und lasst mich endlich erwachsen werden! Meine neue Adresse bekommt ihr von mir in den nächsten Tagen.«

Lena schwang sich auf das Zweirad, trat den Motor an und rollte los. Sie atmete tief. Das war gutgegangen. Von jetzt ab begann für sie ein völlig neues Leben. Ein Leben, in dem nur noch eine zu bestimmen hatte: Lena. Sie lenkte ihr Mofa in Richtung Tiergarten.

Die drei Häuser bildeten eine Gruppe jener Mietskasernen, die Anfang der fünfziger Jahre an vielen Stellen errichtet worden waren. Jetzt stand hier irgendwann in nächster Zeit der Bau einer Schnellstraße an. Deshalb waren die Gebäude von ihren Bewohnern bereits verlassen worden, jedes mit drei übereinanderliegenden Wohnungen links und rechts sowie dem Treppenhaus in der Mitte und großen Trockenböden unter dem Dach.

Zufällig war Lena vor etlichen Wochen dabei gewesen, als zwei Männer vom städtischen Liegenschaftsamt nachmittags aufgekreuzt und mit den Hausbesetzern in eine Diskussion eingestiegen waren. Vor der Eingangstür des mittleren Hauses hatte das alles stattgefunden. Längst nicht alle waren gekommen, um mitzureden. Aber aus jedem Haus waren einige dabei.

Die beiden Beamten hatten zunächst energisch darauf hingewiesen, dass die Gebäude sich im Besitz der

Landschaftsbehörde befänden, zum Abbruch bestimmt seien und niemand berechtigt sei, darin noch zu wohnen. Nach einigen unwirschigen Antworten der jungen Leute jedoch gab es die Erklärung, dass vonseiten der Stadt wie auch der Landschaftsbehörde vorläufig auf jegliche gewaltsame Räumungsmaßnahme verzichtet werde.

Wenn jedoch der Zeitpunkt des Abbruchs herannahe, um Platz für den Straßenbau zu machen, werde man etwa vier Wochen vorher Bescheid geben, und dann müssten die Häuser binnen vierzehn Tagen geräumt sein. Bis dahin trage jeder seine eigene Verantwortung, und niemand könne gegenüber der Stadt oder der Landschaftsbehörde einen Rechtsanspruch auf Instandhaltung oder Ver- und Entsorgung geltend machen.

Dass somit amtlicherseits eine gewisse Billigung des Wohnzustands vorlag, in dem Tim und die anderen sich befanden und in den sie sich nun ebenfalls hineinbegeben wollte, beruhigte Lena ein wenig. Denn jeglicher Zusammenstoß mit der Polizei, auf den manche aus dem bunten Häuflein in den drei Häusern zuweilen ziemlich versessen zu sein schienen, war ihr zuwider – auch um ihrer Eltern und Geschwister willen.

Mit den örtlichen Versorgungsbetrieben hatten sich die Hausbesetzer über elektrischen Strom und Wasser geeinigt, selbst die Müllabfuhr bediente die drei Gebäude weiterhin, und so herrschte ein Minimum an äußerer Ordnung. Geheizt wurde in allen möglichen alten Öfen, die man sich vorwiegend an den Sperrmüllterminen zusammengesucht hatte.